Nr. 148 Erschienen am 2. Dezember 1903 V. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint drei- oder zweimal im Monat.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

a) bei Abonnements, die **direkt** bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	K 7.—
» »	18	»	»	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	»	M. 7.—
» » » »	18	»	»	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » » »	18	»	»	» 4.10

b) bei Abonnements, die durch Buchhandlungen, Zeitungsbureaux und Postämter erfolgen:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	K 8.30
» »	18	»	»	» 4.30
» das Deutsche Reich,	36	»	»	M. 8.30
» » » »	18	»	»	» 4.30
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 10.40
» » » » »	18	»	»	» 5.20

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern, weil der Herausgeber sich die Möglichkeit der gelegentlichen Unterbrechung vorbehalten will.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 24 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262*a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.

Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857.

Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:

OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

DIE FACKEL

NR. 148 WIEN, 2. DEZEMBER 1903 V. JAHR

Der literarische Nobelpreis

Ein Manifest von **August Strindberg**

Aus dem Schwedischen von Emil Schering
Zum dritten Nobelpreis 10. Dezember 1903 [1]

Als die Unterzeichner der Adresse an Tolstoi ihren Protest gegen die Ungerechtigkeit erhoben, die die »Schwedische Akademie« begangen hatte, da sie den Nobelpreis einem Unwürdigen [2] erteilte, gefiel es der Akademie, diesen Schritt einfach dem Neid zuzuschreiben. Nun pflegt ja eine Ungerechtigkeit bei rechtlich denkenden Menschen Harm und Verdruß zu erwecken; daß eine Ungerechtigkeit Neid erwecke, ist Nonsens. Der Unwürdige wird hierzulande oft durch Auszeichnungen geehrt, und die »Schwedische Akademie« hat eben durch ihre Neuwahl ihre unerhörte Fähigkeit, Unverdiente aufzusuchen, bewiesen; daß aber ein ganzes Volk mit Befriedigung eine unehrliche Handlung begrüßt, das ist bestimmt etwas Verkehrtes. Daß Sully Prudhomme, der kaum ein Dichter ist, obgleich er Verse schreibt, mit dem Nobelpreis [3] beehrt wurde, sollte daher gekommen sein, daß er der französischen Akademie angehört, und daß unsere Akademie aus ihrer Vergessenheit hervortreten und unser Land und sich selbst habe ehren wollen.

Nun ist es leider mit der französischen Akademie ebenso schlimm bestellt wie mit unserer, denn in der französischen Akademie haben von Balzac, dem größten, angefangen die großen Dichter gefehlt, und sie ist nur ein halbliterarischer Klub gewesen. Die vornehmsten Namen der französischen Literatur ihrer Zeit trugen nicht den Titel Akademiker. Die Brüder Goncourt, die eine neue Epoche in der Weltliteratur eröffnen, gehörten nicht der Akademie an; Emile Zola, allein eine ganze Epoche bildend, der Riese, wurde nicht für würdig angesehen, neben den Leihbibliothekschriftstellern Claretie, Loti, Theuriet, Bourget und Cherbuliez zu sitzen; Alphonse Daudet verachtete die Institution, Maupassant ignorierte sie, Huysmans schien vergessen zu haben, daß sie existierte, Richepin ... mit einem Wort, die Akademie war ein Fachverein geworden, in dem die Fachmänner fehlten. Die Ehre, die unsere Akademie durch den Händedruck mit der Pariser ernten wollte, ist also nur eingebildet. Nun wäre es allerdings gleichgültig, wenn die »Schwedische Akademie« fortführe, sich als Amateurklub zu konstituieren, als »die Freundschaftsbrüder« oder »die Literaturfreunde«, denn sie haben ja ein Recht, sich zu amüsieren

1 Der Nobelpreis wird seit 1901 verliehen
2 Der Norweger Bjørnstjerne Bjørnson
3 1901

wie sie wollen. Aber bedenklich wird die Sache, wenn die Akademie als Gericht auftritt. Von Pairs oder seinesgleichen gerichtet zu werden, hat man in neuerer Zeit für ein natürliches Grundgesetz angesehen. Wie viele Pairs besitzt unsere Akademie? Ja, so wenige, daß die Majorität aus Bönhasen, Pfuschern und Dilettanten der Literatur besteht, die sie beurteilen soll. Und dieser ehrenwerten Männer Begriffe von Dichtkunst sind so kindlich einfach, daß sie nur Gedicht nennen, was auf Versen ist, am besten mit Reimen. Wenn zum Beispiel Tolstoi sich nur bekannt gemacht hat als Schilderer von Menschenschicksalen, wenn er historische Fresken gemalt hat, so zählt er doch nicht zu den Dichtern, weil er keine Verse geschrieben hat. Aber nun ist der Kurs für Versstücke im letzten Menschenalter gefallen; jeder hat ein wenig gelernt, in einigen leicht gezählten und leicht gereimten Reihen einen mehr oder weniger schönen Ausdruck einem Gefühlchen zu geben, das durch den Anblick eines Gegenstandes geboren wird, der sogar so unbedeutend sein kann wie eine zerbrochene Vase. Die Verskunst ist ein geselliges Vergnügen geworden wie das Pianospiel, und wie vollendet die Technik auch sei, das Genre wird doch schließlich bloß ein artiges Spiel mit Worten und Gedanken. Die ganze Herrlichkeit beschränkt sich oft auf eine Metapher, eine Antithese, ein Gleichnis, ein »sagen das eine und meinen ein anderes«, kleine Ornamente, von denen der Prosaiker Hände voll in seine Prosa streut, jedoch ohne andere Prätension [Prätention ?], als kleine, stilistische Verzierungen geben zu wollen.

Diese Kleinkunst, diese »Nippes« sind für unsere Akademie die Dichtkunst selbst geworden; das Beiwerk ist zur Hauptsache gemacht, die Form hat über den Inhalt den Sieg davon getragen, und darum beschützt unsere Akademie die Bagatelle, das Kleinliche, das Bedeutungslose, und als richtende Autorität repräsentiert sie das Parteiische, das Feige, das Nichtige, jetzt zuletzt das Gewissenlose. Darum ist die Institution nicht allein überflüssig, sondern geradezu verwerflich. Sie wurde überflüssig, als der Fachverein der Schwedischen Schriftsteller gebildet wurde, und sie wurde verwerflich, als sie durch Krönung eines Unwürdigen eine schlechte Handlung beging, die doch nicht die erste war.

Übrigens — die Dichtkunst, die freieste von den freien Künsten, verlangt Freiheit, um wachsen zu können! Laßt uns frei sein von Magistern, besonders solchen, die nicht die Kunst können, die sie beurteilen wollen. Im Notfall, laßt uns verzichten auf das Nobelsche Geld, das Dynamitgeld, wie es genannt wird.

Jemand hat gesagt, daß die schwedische Literatur auf die Rückseite von Schuldscheinen geschrieben sei! Das bedeutet: in Armut, in momentaner Not, in Demütigungen ist diese Literatur geboren, deren größte Namen in dieser Akademie gefehlt haben, wo die Mitgliedschaft meist eine Retraitestellung, ein Austausch von Dienst gegen Dienst gewesen und schließlich eine Hofcharge geworden ist.

Das Brot, das die Akademie auszuteilen gehabt hat, ist nicht immer dem Verdienten zugefallen, aber die Steine, die die Akademie den großen Totgequälten errichtet hat, erinnern an die Steine, die man auf den Hügeln der Toten zu *ihrer* Seelenruhe und für *eigenen* Gewissensfrieden opfert ...

Zum Schluß ein paar Worte über mein persönliches Verhältnis zur Akademie.

Wie deutlich aus meiner Schriftstellerei hervorgeht, habe ich nie nach der Akademie gestrebt; ich habe sogar offen meine Geringschätzung des Instituts ausgesprochen. Was ich geringschätze kann doch nicht meinen Neid erregen; darum weise ich die mir vorgeworfene Beschuldigung zurück, daß ich mich bei der letzten Neuwahl übergangen gefühlt habe. Und ich benutze die

Gelegenheit, den Freunden in der Presse, die meinen Namen genannt haben, als von der Kandidatur für die Akademie die Rede war, mitzuteilen, daß ich niemals die Mitgliedschaft unter den Achtzehn annehmen werde, vorausgesetzt daß sie mir angeboten würde, was ich jedoch für nicht glaublich halte, da die Akademie wohl ihren Traditionen ebenso treu verbleibt, wie ich in literarischer Hinsicht bei meinen bleibe.

Wer mich billigt, der folge mir!

Stockholm. *August Strindberg*

* * *

Theaterprobleme

Die Sozialpolitik des Theaters ist glücklich bei der Toilettenfrage der Schauspielerinnen angelangt. Nachdem sie über das Schmarotzertum der Agenten, über die organisierten Blutsauger der illustrierten Presse und über die Vergewaltigungspraxis jener Direktionskanzleien, in die der Weg durch ein Schlafzimmer führt, ahnungslos hinweggesehen hat. Die Toilettenfrage ist das handlichste unter allen Problemen, die zum Fundus der Skeptiker des Kulissenzaubers gehören. Hier läßt sich mit einer sittlichen Entrüstung Staat machen, die noch viel billiger sein soll als ein Teller voll Brombeeren, und Publikum und Berichterstattung, welche die Schauspielerinnen in eine tobsüchtige Rivalität des Kostümluxus hetzen, können die ganze Schuld auf die Direktoren abwälzen, die durch Vorenthaltung der Spesen ihre weiblichen Mitglieder »der Prostitution in die Arme treiben«. Denn dies lügenvolle Zeitalter, das eine Prostitution des Mannes, des allein prostitutionsfähigen, nicht kennt, legt an die Frauen, denen es fast alle Erwerbswege verschließt und die es doch auf ihrem Schönheits—Standard erhalten sehen möchte, den sittlichen Maßstab an, wenn sie die einzige Konsequenz gezogen haben, die sie in Erfüllung ihrer ästhetischen Mission zu ziehen berechtigt und genötigt waren: sie sind und bleiben »prostituiert«. Und daß sie's sind, daran ist nicht die falsche Wertung der Frauen schuld, sondern der Geiz ihrer Brotgeber! ... Gewiß, man müßte jene bühnengewaltigen Schufte, die fünfzehn bis dreißig Gulden Gagen zahlen und die Spekulation auf den andern Erwerb ihrer weiblichen Mitglieder *bekennen*, immer wieder anprangern. Aber nur das Pathos von Schwachköpfen vermag in diesem Übelstand die Quelle der »Unsittlichkeit« zu erblicken. Als ob eine zehnmal so hohe Gage die Spesen unbürgerlicher Lebensführung decken könnte! Der Theaterdirektor wäre höchstens verpflichtet, die Wertung künstlerischer Fähigkeit zu markieren, und die Deutsche Bühnengenossenschaft könnte ihr Gewissen entlasten, wenn sie die Direktoren zur Beistellung der billigsten Toiletten — natürlich nicht bloß der »historischen« Kostüme — und zum Verbot eines aus Privatmitteln beschafften Luxus verpflichtete. Daß sich dann die Theatertemperamente außerhalb der Berufssphäre nicht anders betätigen werden als heute, darauf können sich jene Moralidioten verlassen, die immer noch glauben, daß ein Spatz wertvoller ist als ein Kolibri ... Mehr wird und muß man nicht erreichen, als daß die Direktoren zur Erziehung eines anspruchsvollen Publikums verhalten werden und daß sich die Kuppelei nicht in den Kanzleien selbst etabliert. Ich sah einmal, wie vor einem Kurortetheater zwei alten Herren beim Anblick einer jungen Theaterdame die Augen aus dem Kopf fielen. Direktor Bordenave hob sie persönlich auf und überbrachte sie seiner Angestellten, die wohl oder übel mit den mächtigen Logenabonnenten freundlich sein mußte ... Ich halte den Kuppeleiparagraphen, sofern er die bloße Vermittlung und Vermietung ei-

ner Gelegenheit an ein mündiges und williges Paar ahndet, für die monströseste Albernheit im Strafgesetzbuch jedes modernen Staates, weil er nur mehr das »Rechtsgut« einer Sittlichkeit schützt, die weder außerhalb noch innerhalb der vier Wände bedroht ist. Aber ich wäre dafür, daß man ihn in jedem Fall rücksichtslos auf Theaterdirektoren anwendet, denen eine ausgesprochene oder unausgesprochene Beugung des freien Willens ihrer weiblichen Angestellten und, solang sie nicht die Anstandsgrenze einer Gage von 100 Gulden einhalten, Vorschubleistung zur Last fällt. Nur bin ich überzeugt, daß die Handlungen, denen sie heute noch Vorschub leisten, auch begangen würden, wenn sie ihn nicht leisteten. Es bedarf nicht des Schutzes der Sittlichkeit, sondern der Verweisung der »Unsittlichkeit« in das Privatleben und der Scheidung zweier Sphären, deren Zusammenhang und Wechselbeziehung heute allzu deutlich in Erscheinung tritt.

Aber die Sozialpolitik des Theaters hat sich nur hinter den Toiletten der Schauspielerinnen versteckt, weil sie vor dem Anblick häßlicherer Übel feige Reißaus genommen hat. Zur Deckung der Kostümspesen ein »Verhältnis« eingehen zu müssen, wird vielleicht nicht von allen Novizen als Zwang empfunden, von allen aber die Einladung, eines der in Wien erscheinenden Theaterrevolverblätter zu abonnieren. Dort wird die Beugung des freien Willens bezahlt, hier kostet sie der Schauspielerin Geld. Die Bühnenvereine mögen doch endlich dem Treiben der illustrierten Blutsauger ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die zu Beginn jeder Sommer— oder Wintersaison mit Vorliebe die Kurorte— und Provinztheater umschleichen. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist traurige Wahrheit: Die Theaterleute glauben, daß ihnen von der Verunglimpfung in Erpresserblättern, deren Begeisterungstarif jedes Theaterkind auswendig kennt, Schaden erwachsen könnte. Und sie geben dem Bildermann nicht nur den letzten Kreuzer, sondern nehmen ihn auch in ihre Gesellschaft auf und suchen ihn durch eine freundschaftliche, oft devote Haltung darüber hinwegzutäuschen, daß sie ihn um seines Gewerbes willen verachten. Alle privaten Belehrungen, daß der Tadel dieses Gelichters mehr als sein Lob ehrt und weniger schadet, sind in den Wind gesprochen. Die Schauspieler wollen nun einmal den Revolver selbst laden helfen. Hat man je einen Theatertisch gesehen, an dem nicht ein bezahlter Lobspender knotzen durfte? Da müssen, wenn die neue Saison neue Beute verheißt, Komiker, Held und Charakterdarsteller darüber Auskunft geben, wieviel von Soubrette, Tragödin und Salondame für ein Jahresabonnement oder, wenn's gut geht, für ein »Bild« zu erwarten sei. »Hat die wen?« lautet die stereotype Frage an das Schicksal; und wenn die Antwort lautet, daß sie »wen hat«, dann wird scharf geladen. Hat die Anfängerin niemanden, so wird die Aussicht, in einem so einflußreichen Blatte wie 'Humorist' oder 'Wiener Leben' als »vielversprechende junge Kraft« gerühmt zu werden, sie jedenfalls zu einem Abonnement spornen. Wenn sie viel verspricht, muß sie wenigstens einen Teilbetrag sogleich erlegen; sonst könnte eines Tages zu lesen sein, daß sie nicht zu halten scheine, was sie zu Beginn der Saison versprochen hat. Aber wenige Anfängerinnen werden zögern, auf dem Altar der öffentlichen Meinung eine halbe Monatsgage zu opfern, und da es hierzulande nicht eine, sondern ein Dutzend kolorierter Pestbeulen, die alle geschmiert sein wollen, gibt, kann man sich ausrechnen, wie teuer den Theaterleuten jährlich das bißchen Furcht zu stehen kommt. Eine junge Dame, die in der Provinz wirkt, hat sich neulich doch besonnen und, bevor sie ihre Geldbörse öffnete, die Hilfe ihrer Verwandten angerufen. Diese hatten die Freundlichkeit, mir den Brief zu übergeben, der besser als eine von Furcht gedämpfte Zeugenaussage die Bedrängnis der Bühnenneulinge erhärtet und der den folgenden Wortlaut hat:

» ... Denk Dir, welchen Unannehmlichkeiten man ausgesetzt ist! Ich bekomme vor einigen Tagen den Besuch eines Menschen, der ganz gemütlich in meinem Zimmer auf mich gewartet hatte und der sich als ein ganz gefährlicher Herr entpuppte. Es ist der Redakteur des '*Humorist*', eines ekligen Wiener Theatertratschblatts, für das er mein Bild haben wollte. Da ich wußte, daß so was nur auf Geld und sogar viel Geld ausgeht, lehnte ich kurz ab, worauf er *höchst indigniert tat und mir von dem »großen Schaden, den ich mir selbst zufüge«, eine halbe Stunde lang drosch*, mir endlich versicherte, er sei *nie zudringlich* gewesen, sehe *vorläufig* davon ab, ich müsse aber sein Blatt lesen, um mich zu überzeugen, *auf welch vornehmem Niveau es stände*, — und mir dabei gleich einen *Abonnentsschein auf 36 Kronen* ausstellte. Ich erklärte ganz ruhig, daß ich gar nicht in der Lage sei, mir so teure Blätter zu halten, worauf er mir den Schein *auf ein halbes Jahr* (gleich zu erlegen!) ausstellte und, als ich auch da bedauernd ablehnte, mir das Blatt *von Wien aus zu schicken* versprach. Um ihn nur los zu werden, sagte ich gar nichts mehr, wollte aber gleich E. um Rat und Hilfe gegen diesen ... bitten. Er hatte mich nach meinen Plänen ausgefragt, und da erwähnte ich, daß ich einige Aussicht hätte, ans Deutsche Volkstheater nach Wien zu kommen. Nun steht in der gestrigen Nummer des Schandblattes: Frl. G. ..., vom 1. September 1904 ans Deutsche Volkstheater engagiert usw. Wenn Weisse das liest, kanns mich ein eventuelles Engagement kosten, denn nichts wird beim Theater übler genommen als falsche Engagementsberichte. Kohn heißt der Mensch. Teile E. den Fall mit, liebste Mama, und bitte ihn um seinen Rat ... «

'Humorist' — 'Wiener Leben': Sehn S', so heiter ist das Leben in Wien! Und der Staatsanwalt ist kein Spielverderber ... Unter hunderten hat eine Schauspielerin den Mut, abzulehnen; die anderen zahlen. Und die Moralförderer des Theaters, die dem Toilettenproblem an den Leib rücken, glauben sicher, daß die »Prostitution« der Frauen, die Verhältnisse eingehen, um die Betriebsspesen ihrer Schönheit decken zu können, ethisch bedenklicher ist als die von Männern, die ihre Überzeugung für fünf Gulden anbieten und — sogar aufs Zimmer gehen ...

[Koerber und Tisma]

Der Klügere gibt nach, und Herr v. Koerber ist immer der Klügere. Ungarn behält also die verfassungsmäßigen Rechte am gemeinsamen Heere, und Herrn v. Koerber's Österreich »reklamiert« die seinen. Reklamieren kommt von Reklame ... Was eigentlich den Ungarn zugestanden worden ist, meint der österreichische Ministerpräsident, werde man erst sehen, wenn's zur Erfüllung des Versprechens kommt; »jedenfalls aber darf *ich annehmen*, daß der eigentliche militärische Unterricht in der Kommandosprache erteilt werden wird«. Gewisses weiß man nicht, aber Herr v. Koerber »darf annehmen«. Schärfer läßt sich seine Kompetenz nicht bestimmen: wenn die Ungarn

etwas durchsetzen wollen, darf er annehmen. Nur ablehnen darf er nicht. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn v. Koerber und dem Grafen Tisza, von der so große Worte gemacht worden sind, war im Grund recht geringfügig. Daß Österreich »etwas dreinzureden hat«, bestritt auch der ungarische Ministerpräsident nicht. Er behauptete vielmehr bloß: Österreich darf mitreden, — unter der Bedingung, daß es mittut!, und: Österreich hat etwas zu sagen, — unter der Bedingung, daß es nicht Nein sagt! Und da Herr v. Koerber das Ja—Sagen und das Mittun — d. h. das Mitbezahlen — verbürgt hat, war der Friede rasch geschlossen.

†

* * *

[Regierung und Wissenschaft]

Die 'Fackel' hat es der Regierung verübelt, daß sie nicht dem Raummangel in der Technik, sondern bloß dem Raumüberfluß vor der Technik, durch die Aufstellung von Porträtstatuen, abzuhelfen versucht. Wenn sich indes die Techniker beklagen, daß die Regierung nichts für sie tue, so müssen sie doch zugeben, daß die Regierung für die Wissenschaft noch weniger tut. Herr v. Koerber denkt nicht daran, die Unterlassungssünden früherer Regierungen an der Wissenschaft gut zu machen. Aber auch, wer solche Gedankenlosigkeit verzeiht, hatte zuversichtlich erwartet, daß er wenigstens die Unterlassungssünde eines prächtigen Statthalters gutmachen werde, bei dessen Versuch, die medizinische Wissenschaft zu verteidigen, ihre Ankläger Beifall geklatscht hatten. Der Ministerpräsident hält auch dies für überflüssig: »Was den Standpunkt der Regierung gegenüber der Wissenschaft betrifft, so war derselbe doch schon in jener über ihren Antrag erfolgten Berufung von Männern der Kunst und Wissenschaft in das Herrenhaus gekennzeichnet, und nichts deutete seither auf eine eingetretene Veränderung«. Der Wissenschaft gegenüber »einen Standpunkt einzunehmen«, dürfte jedoch höchstens einem Privatmann genügen, der zu ihr so wenig äußere wie innere Beziehungen hat, und der Stolz auf die Unveränderlichkeit des Standpunktes ist völlig unangebracht. Eine Veränderung zum Schlechteren hätte ja durch nichts angedeutet werden können, weil auch eine Regierung, die der Wissenschaft Haß und Verachtung bezeugen wollte, die für Lebenszeit ins Herrenhaus berufenen Professoren nicht wieder abzuberufen vermöchte. Und es steht bloß fest, daß keine Veränderung zum Besseren eingetreten ist: Seit jener Berufung ins Herrenhaus hat man in Österreich von »Berufungen« bedeutender Gelehrter nichts mehr oder nur gleichzeitig mit der Meldung von ihrer Ablehnung gehört. Wäre heute ein kulturvoller Staatsmann österreichischer Ministerpräsident, er würde, das Mißverhältnis zwischen unseren wissenschaftlichen Bedürfnissen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung ermessend, mit der Erklärung vor den Reichsrat treten: Wir müssen die Universitäten in Wien, Prag, Lemberg und Innsbruck ausgestalten; wir werden den Deutschen eine vollständige Universität (mit einer medizinischen Fakultät) in Brünn errichten und dafür die Universität Czernowitz zu einer ruthenischen Hochschule — mit rumänischen Parallelkursen — umgestalten, unter Auflassung der ruthenischen Parallelvorlesungen in Lemberg; wir wollen den Tschechen eine Universität in Kremsier und den Italienern, zum Ersatz der italienischen Vorlesungen in Innsbruck, eine philosophische und eine juridische Fakultät in Triest geben. Man bewillige uns eine Investitionsanleihe von 150 Millionen, deren Zinsen nebst den Erhaltungskosten der neuen Hochschulen aus den jährlich an Zucker—Ausfuhrprämien ersparten 13 Millionen bestritten werden sollen!

Das ist der »Standpunkt«, den die österreichische Regierung gegenüber der Wissenschaft einnehmen müßte. Aber das Ministerium Koerber hat sich jahrelang, während die Mißstände an unseren Hochschulen schrien, taub gestellt, und seine enragierten Anhänger können jetzt höchstens behaupten, es sei nicht taub, sondern nur schwerhörig: Nach allen erregten Diskussionen über Professorenberufungen erhebt sich der Ministerpräsident und fragt verwundert, worüber man sich eigentlich erhitze. Er hat bloß das Wort »Berufung« verstanden und glaubt, es handle sich um die Ernennung von Herrenhausmitgliedern.

†

* * *

[Das Apothekengesetz]

Ist die österreichische Legislative wirklich bereits so verderbt, daß sie für den Gedanken reif wäre, die Übertragbarkeit und Verkäuflichkeit der Apotheken zu beschließen? Apotheken sind nicht Geschäfte, sondern öffentliche Institutionen; es sind Institutionen, aus denen der Kapitalismus, der sich in ihnen eingenistet hat, vertrieben werden muß. Ein neues Apothekengesetz hätte die Apotheken—Realkonzessionen, die noch aus alten Zeiten bestehen, aufheben und ablösen, und dem Urteil des Verwaltungsgerichtshofs, welches die Apotheken—Personalkonzessionen für unübertragbar erklärt hat, Wirksamkeit bei den Verwaltungsbehörden sichern müssen. Aber eine Regierung, welche die Bevölkerung und die Pharmazeuten vor der Ausbeutung durch großkapitalistische Apotheken—Unternehmer schützen sollte, ist einzig darauf bedacht, den Kapitalswert der Apotheken vor Zerstörung zu sichern. Das kann freilich jene kaum Wunder nehmen, denen bekannt ist, wie seit Jahren immer wieder die Arzneitaxen erhöht worden sind, wie man sich beharrlich der Forderung der Konsumenten, daß die Arzneipreise nicht ohne ihre Zustimmung, nicht einseitig von den Arzneihändlern bestimmt werden sollten, widersetzt hat. Als indes im vorigen Jahre die 'Fackel' — die der mit Apothekerinseraten prangenden 'Arbeiter—Zeitung' die Vertretung proletarischer Interessen gegenüber den Apotheken—Besitzern nicht überlassen konnte — die Ausbeutung der Krankenkassen durch die Apotheker besprach, schien sich das Gewissen der Regierung zu rühren: In der 'Wiener Abendpost' wurde ein Kommuniqué veröffentlicht, welches zwar bestritt, daß die österreichischen Arzneipreise abnorm sind, jedoch zugab, daß den ärmsten Schichten der Bevölkerung billigere Medikamente verschafft werden müßten, und die Einführung einer niedrigen Medikamententaxe für die Krankenkassen ankündigte. Der Sektionschef Kusy hat das hintertrieben; hinter ihm trieben natürlich die Apotheker. Und so wird der Begriff der öffentlichen Sanitätspflege in Österreich allmählich gleichbedeutend mit der Ausbeutung armer Kranker. Man hat jüngst, die Spitalsgebühren erhöht, und man diktiert dem Proletarier unerschwingliche Heilmittelpreise. Wenn nur die Apotheken dabei immer wertvoller werden! Dann kommt die fürsorgliche Regierung und beruhigt die Apotheker darüber, daß sie den Mehrwert, zu dem die Leiden von Millionen fronden mußten, ihren Söhnen durch Verkauf der Apotheken werden vererben können. Man macht in Osterreich ein Apothekengesetz für die Apotheker, ein Zuckergesetz für die Zuckerfabrikanten, ein Preßgesetz für die Presse, und man wird schließlich ein neues Wuchergesetz machen müssen — für die Wucherer.

†

* * *

[Losschwindel]

Die Justiz hat sich im vorigen Jahre geweigert, der Hygiene gegen die Presse Hilfe zu leisten; nach wie vor schmücken die Wiener Meinungströdler ihre Kramläden mit medizinischen und kosmetischen Inseraten. Kaum aber war die Presse der Freiheit, ungestraft immer neue Attentate auf die Gesundheit ihrer Leser zu begehen, recht froh geworden, als sich die Finanzbehörde mit der Drohung meldete, die lieben Blätter müßten von den frechsten Angriffen auf die Taschen ihrer Leser in Hinkunft ablassen, wenn sie nicht, wegen Mitschuld an einer Gefällsübertretung, vor die Gefällsgerichtsbarkeit — die bekanntlich weit gefährlicher ist als die harmlose Strafjustiz — zitiert werden wollten. *Ein Zirkular der k. k. Finanz—Bezirks—Direktion in Wien an die Wiener Presse* (vom 3. Juli 1903) beschäftigt sich mit den schwindelhaften Inseraten der ausländischen Losratenfirmen und Serienlosunternehmungen, denen, wie man weiß, der Geschäftsbetrieb in Österreich verboten ist, die aber, wie man ebenfalls weiß, dank der Unterstützung der Wiener Journaille in Österreich die besten Geschäfte machen. »Dieselben verstehen es«, so sagt das Zirkular, »namentlich durch schön klingende Zeitungsinserate stets neue Kunden und Agenten an sich zu ziehen« ... »Die k. k. Finanz—Bezirks—Direktion Wien«, heißt es weiter, »hat zu Beginn des laufenden Jahres zahlreiche Zeitungsredaktionen aller österreichischen Kronländer ersucht, Inserate, wie die oben gekennzeichneten, zurückzuweisen. Sie hat hiermit auch *teilweise* Erfolge erzielt. Durch sorgfältige Überwachung des Inseratenwesens — mit Hilfe eines bekannten Wiener Unternehmens für Zeitungsausschnitte — wurde aber konstatiert, daß *manche Blätter bis heute noch solche Inserate bringen*. Freilich gelingt es den ausländischen Firmen bisweilen, ihre Inserate in unauffälligem Gewande in die Blätter einzuschmuggeln. In anderen Fällen hätte indes anläßlich der Einreichung der Inserate der Zweck derselben *bei einiger Vorsicht der Redaktionsorgane erkannt werden können*«. Die Finanzbehörde weiß augenscheinlich nichts von der pflichtmäßigen Vernachlässigung der Obsorge, zu welcher jene Redaktionsorgane von den Herausgebern verhalten werden. Aber sie ist sich wenigstens klar darüber, daß gute Lehren bei der Wiener Presse nicht fruchten, und fügt die weit wirksamere Drohung mit der Verfolgung nach § 5 des Losratengesetzes hinzu. Ob die Drohung bereits gewirkt hat? Dem Zirkular lag ein Verzeichnis jener Schwindelfirmen bei, welche sich bisher der Gastfreundschaft unserer Blätter erfreut hatten. Und in der Tat sind ihre Namen seit dem Sommer aus den Blättern verschwunden. Sie dürften nämlich großenteils ihre Namen geändert haben.

†

* * *

Riedler in Wien

Der kleine Grazer Professor hat seine Revanche genommen ... Hier in Österreich ist er unbeachtet geblieben, aber draußen im Reich hat man Spürsinn. Dort wurde der Mann richtig eingeschätzt und auf den ersten technischen Lehrstuhl des Staates nach Charlottenburg berufen. Der Mann zeigte sich aber auch dankbar — er entwickelte eine schöpferische Arbeitskraft, die der Maschinentechnik seither neue Bahnen gewiesen hat. Heute kann man, ohne ihn zu überschätzen, und ohne Respektverletzung gegenüber anderen

bedeutenden Konstrukteuren kurzweg sagen: Riedler ist der führende Maschineningenieur der Welt. Was soll er also in Österreich? ... Die Zeitungen hatten den Humor, anläßlich seiner jüngsten Anwesenheit in Wien zu verkünden, Riedler werde eine Berufung an die Wiener Technik erhalten. Man höre wohl: an die Wiener Technik! ... Der Gast soll sogar die Technik besucht haben. Er fand sie noch eben so jugendfrisch, wie zur Zeit seiner eigenen Jugend, da er dort als bescheidener Assistent wirkte. Man hat ihm das Entsetzen vom Gesicht gelesen und hat darum, um ihn einigermaßen zu beruhigen, von den künftigen Ingenieurlaboratorien gesprochen, die irgend einmal in dieser Gegend errichtet werden sollen ... Was soll dieser Österreicher in Österreich? Der mutlosen Maschinenindustrie Trost zureden? Oder soll er hier ein »reguliertes« Professorengehalt annehmen, wenn er jenseits der Sudeten der Einnahmen von einigen hunderttausend Mark jährlich sicher ist? ... Der kleine Grazer Professor hat bloß seine Revanche genommen. Er hat seine Heimat noch nicht vergessen und ist hierher gekommen, das Credo der modernen Maschinentechnik zu verkünden, damit man einst sagen kann: Riedler hat zuerst von Wien aus die Umwälzung der maschinellen Großbetriebe vorausgesagt, im Wiener Ingenieur— und Architektenverein hat der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Riedler, Mitglied des preußischen Herrenhauses, ehedem ein Österreicher etc., die Ära der Dampfturbine und der großen Gasmotoren eingeleitet, jene große Umwälzung, welche alle Kolbendampfmaschinen, die bis dahin ausschließlich im Gebrauch standen, zu altem Eisengerümpel gemacht hat ... Man wird einst berichten: Atemlos hörte das Auditorium von Technikern die Worte des Redners, der ihnen neue Bahnen wies, nicht als Prophet, sondern als Beweisführer, der auf der Grundlage technischer Erprobungen steht. Dabei wurde es als auffällig bemerkt, daß zu diesem Vortrage keiner von den österreichischen Ministern, die damals der Wiener Technik und den anderen Hochschulen der Monarchie viele Millionen schuldig waren, erschienen war. Wenn jedoch Riedler in Deutschland einen Vortrag hielt, erschienen nicht nur die Minister, sondern der Kaiser selbst. Und als der große Maschinenbauer bald nach dem Wiener Vortrag in Deutschland seine Mitteilungen über die Dampfturbine wiederholte, ließ der Kaiser sein Nichterscheinen durch einen Abgesandten mit den Nachwehen einer Kehlkopfoperation entschuldigen ... In Wien hingegen würdigte — die 'Neue Freie Presse' den Vortrag Riedlers. Sie sprach von den Turbinen des »Stampf«, des »Parsen«, des »Körtis« — kurz von nie erfundenen Maschinen mit jener Sicherheit, die etwa ein betrunkener Bauer nach dem Vortrage Riedlers gezeigt hätte ... Seither ist die Vorherrschaft Deutschlands auf dem Gebiete der Technik und Industrie von niemandem mehr bestritten worden.

Professor Victor Loos

* * *

Vom Ausspucken

Die Ungeduld, mit der gerade die Wiener Börsenjournalistik der Erprobung des Marmorek'schen Tuberkulose—Serums vorgegriffen hat, läßt sich aus zionistischem Eifer zureichend erklären. Aber auch jene Österreicher, die ihre Achtung vor der medizinischen Forschung nicht in der Förderung von Reklame—Ärzten betätigen, verfolgen die Bemühungen des Auslands um ein wirksames Mittel gegen die Tuberkulose mit erhöhtem Interesse, seitdem das Mittel, mit welchem man in Österreich die Tuberkulose zu vernichten unternommen hat, als unwirksam erwiesen worden ist: Ob die Se-

rumtherapie etwas gegen die Tuberkulose ausrichten wird, ist noch ungewiß; aber es steht bereits fest, daß Regierungsverordnungen dieser Krankheit nicht beizukommen imstande sind. Der Marmorek—Rummel kann vielleicht nachträglich gerechtfertigt werden; der Koerber—Rummel jedoch, der losbrach, als der Ministerpräsident den Kampf gegen die Tuberkulose proklamierte, ist zweifellos eine lächerliche Begeisterung gewesen. Denn jener Proklamation ist nichts weiter gefolgt; nichts zumindest, was den durch eine pompöse Ankündigung geweckten Erwartungen entsprach. Herr v. Koerber gleicht jenen von Vereinsaufführungen her bekannten Verfassern von Travestien, die all ihren Witz im Theaterzettel erschöpfen; der weckt Heiterkeit, aber mehr an Einfällen hat der Autor nicht zu bieten. Hier in Wien ist dieses Schauspiel »Kampf gegen die Tuberkulose«, das uns Herr v. Koerber versprochen hatte, besonders kläglich ausgefallen. Die niederösterreichische Statthalterei hat zur Durchführung des ministeriellen Erlasses eine Verordnung im 'Landesgesetz— und Verordnungsblatt' vom 20. Mai 1903 veröffentlicht, welche seit dem 1. Juli in Kraft steht. Die Überwachung der angeordneten Maßnahmen gegen die Tuberkulose, so ward verfügt, steht in erster Linie den politischen Behörden zu, und die Nichtachtung der getroffenen Bestimmungen ist nach Maßgabe der Ministerial—Verordnung vom 30. April 1857 — einer Verordnung mit Gesetzeskraft — zu ahnden. Die Punkte 27, 28 und 29 der niederösterreichischen Statthalterei—Verordnung besagen nun: »Das freie Ausspucken ist in allen öffentlichen und privaten Lokalen, in welchen ein größerer Verkehr stattfindet, wie: industriellen Anlagen, Hotels, *Wirtshäusern, Kaffeehäusern,* Warteräumen, Kirchen, öffentlichen Mietwagen ... verboten«. »Dieses Verbot ist an *zahlreichen, leicht sichtbaren* Stellen anzuschlagen«. »In diesen Lokalen sind zahlreiche, leicht zugängliche, teilweise *mit Wasser gefüllte Spucknäpfe* aufzustellen«. Wenn aber heute der Statthalter eine Börse voll Dukaten zu sich steckte und einen Rundgang unternähme in der Absicht, für jedes in einem Wiener Gasthaus oder Kaffeehaus an sichtbarer Stelle plakatierte Verbot des Ausspuckens, für jeden seit dem 20. Mai in diesen Lokalen aufgestellten Spucknapf einen Dukaten zu zahlen, so würde er mit gefüllter Börse nach Hause kommen. Ein Statistiker aus Neigung hat jüngst nach vielen Enttäuschungen endlich ein Restaurant ausfindig gemacht, in welchem das Verbot des Ausspuckens angeschlagen war: das Plakat hing im Klosett ... Das Erheiterndste ist jedoch, daß auch die staatlichen Institute an Herrn v. Koerber's Kampf gegen die Tuberkulose nur als passive Zuschauer teilnehmen. Ein Privatmann hat vor zwei Monaten der Statthalterei Anzeige davon erstattet, daß keine der Wiener Eisenbahnen sich den Vorschriften der Antituberkulose—Verordnung gefügt hat. Und alsbald konnte er auf den Perrons und Stiegen der Wiener Stadtbahn die Wirkung seiner Anzeige wahrnehmen, — Spucknäpfe nämlich, die den Forderungen der Hygiene Hohn sprechen, und Anschlagzettel des folgenden Inhalts: »Zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege *wird dringend ersucht*, ... das Ausspucken zu unterlassen«. So höflich ist die Stadtbahnverwaltung, die doch sonst — bei Zonenüberschreitung — sogar ungesetzliche Strafgebühren einzuheben versucht, gegenüber den Verbreitern der Tuberkulose, daß sie ein striktes Verbot auf eine Bitte reduziert. Der Tuberkulose hat der strenge Ton von Regierungsmanifesten nicht imponiert, und man scheint es jetzt mit ihr im Guten versuchen zu wollen, man kommt ihr mit Beschwörungen. Aber die Tuberkulose schenkt der österreichischen Regierung kein Gehör mehr: Was will eine Regierung ausrichten, die nicht einmal bei staatlichen Instituten durchzusetzen vermag, daß man ihre Worte ernst nehme? Angesichts der österreichischen

Laxheit gegenüber hygienischen Gefahren und des österreichischen Eifers gegen die Hygieniker kann man wirklich nichts anderes tun als — ausspucken!

* * *

[Sadismus und Todesstrafe]

In einem reichsdeutschen Blatt lese ich die Besprechung eines Buches über das »Geschlechtsleben in England«. Der unkomplizierte Deutsche mag neidisch zur britischen Nation emporblicken, die dem Kontinent wie in allem so auch in der Kultur sexueller Perversität und in der Entwicklung sexueller Heuchelei überlegen ist, die das Genie Oskar Wilde hervorbringen und es morden konnte, die Flagellationsbordelle hat und Gesetze, welche den nuancierten Geschlechtsverkehr mit zehnjähriger Zuchthausstrafe bedrohen. Aber der deutsche Rezensent des deutschen Buches darf für seine Landsleute nicht allzu bescheiden sein. Kein Grund, mit frommem Augenaufschlag dem Himmel zu danken, daß wir nicht sind wie jene! Sollte wirklich erst der Fall Dippold für ein sadistisches Talent, das im deutschen Männerschlage schlummert, zeugen? Ein wenig deutsche Blutlust wird allerdings auch in jenem Artikel zugegeben. Und da finde ich denn den für österreichische Leser besonders interessanten Satz. »Kennen wir auch in *Deutschland* nicht jene würdige Spezies der *englischen* Hinrichtungs—Habitués, die meilenweit reisten, um den grausamen Anblick der Exekution aus nächster Nähe zu genießen, ja die, wie Goncourt in seinem Tagebuch erzählt, den Scharfrichter bestachen, daß er den Rock der Mörderin im Moment des Hängens etwas lüfte — so haben wir doch noch vor etwa zehn Jahren die erbauliche Tatsache erlebt, daß *deutsche Bürger die Behörden um Billetts zu einer Hinrichtung geradezu bestürmten* ... Heute wird dieser nicht nur für Psychiater und Romanschriftsteller interessante Akt freilich in aller Stille vollzogen«. England und Deutschland ... Und Österreich? Endlich eine Sphäre, in der wir uns nicht Rückständigkeit vorwerfen lassen müssen. Was Deutschland seit zehn Jahren nicht erlebt hat, erleben wir Österreicher, wir Wiener bei jeder Hinrichtung. Die Behörden werden um Billetts bestürmt, die Behörden genügen der Nachfrage in entgegenkommendster Weise. Wären die Karten gegen Bezahlung zu haben, wir wären jedesmal Zeugen einer Agiotage, wie sie wilder nicht einmal vor der Premiere der »Maria Theresia« geschaut ward. Nein, bei uns wird der interessante Akt« eben *nicht* »in aller Stille vollzogen«, und jene Enterbten des Glücks, die sich zu spät um den Eintritt beworben haben, dürfen mit den anschaulichen Schilderungen einer Lokalpresse vorlieb nehmen, die mit einer oft gewürdigten Gewissenhaftigkeit ihres Nach—Nachrichteramtes waltet. Die Justizfunktionäre, die zu kontrollieren haben, ob »der Gerechtigkeit Genüge geschehen« ist, der Priester, der die legislative Greultat in religiöser Weihe räuchert, sie ahnen in ihrem von keinerlei Lebenserfahrung angekränkelten, von keiner psychologischen Neugierde getrübten Beamtensinn nicht, welchen Regungen das Schauspiel, in dem sie statieren, Nahrung bietet. Der Henker weiß es. Und im Hochgefühle einer vollbrachten Guttat präsentiert er sich auf den Ansichtskarten, die nach jeder Wiener Hinrichtung in den Handel kommen ... Heiliger Dippold! [1]

* * *

1 s. a. Heft 077 # 08 & Heft 133 # 15 »Zwei Versionen«

Die Kommanditisten der 'Zeit' haben einen Übelstand entdeckt, der ihnen ärger schien als alle, die ihr Blatt in seinem fünfvierteljährigen Leben gerügt hat: Zwei Millionen sind verschwunden. In fünfviertel Jahren und fast spurlos; es ist nichts übrig geblieben als ein Häufchen Dreck, — die 'Zeit'. Und für den 28. November waren sie zu einer außerordentlichen Generalversammlung einberufen: Antrag auf Erhöhung des Aktienkapitals! Es werden für anderthalb Millionen Prioritäts—Aktien ausgegeben. Unbegreiflich mußte es nur den alten Kommanditisten bleiben, wie es möglich werden soll, daß ein Blatt, welches sich bisher in den Allüren des Antikorruptionismus gefallen hat, künftig nicht bloß anderthalb frische Millionen, sondern auch noch zwei vorher unnütz verausgabte verzinst. Dieser Frage gewärtig, haben die Herausgeber der 'Zeit' unmittelbar vor der Generalversammlung, am 25. November ihren Plan zur Hebung der Einnahmen in einem Artikel »Zur österreichischen Emissionspraxis« entwickelt: Das Problem war zu lösen, wie eine antikorruptionistische Zeitung den Banken nicht geringere Summen abnehmen könne als die korrupten Zeitungen, und womöglich noch höhere. Die Lösung verblüfft durch ihre Einfachheit die fast Einfalt scheint. Der Artikel beginnt mit einer Auseinandersetzung über die österreichische Emissionspraxis, die an dem Fall der Ausgabe der österreichischen Fezfabrikaktien gezeigt wird. Da wurde, erzählt die 'Zeit', von dem Emissions—Institut, der Creditanstalt, der Prospekt, »nachdem er von der Wiener Börsenkammer in einer kurzen Sitzung zur Kenntnis genommen und genehmigt worden war, an die Klientel verschickt und *den Tagesblättern zur redaktionellen Behandlung zur Verfügung gestellt*«; erst nach der Einführung der Aktien an der Wiener Börse wurde er im 'Verordnungsblatt der Wiener Börsenkammer' und in der 'Wiener Zeitung' veröffentlicht. Niemand wird zweifeln, daß ein solches Vorgehen die rechtzeitige Aufklärung der Öffentlichkeit über schwindelhafte Gründungen unmöglich macht, und jedermann wird verlangen: erstens, daß die Einrückung des Prospekts in die 'Wiener Zeitung' vor der Einführung der Aktien an der Börse erfolge, und zweitens, daß die Übersendung des Prospekts an die Tagesblätter »zur redaktionellen Behandlung« nicht erst, wenn die Börsenkammer die Kotierung bereits bewilligt hat, sondern einige Tage vorher stattfinde, auf daß die Kritik rechtzeitig Unklarheiten und Unrichtigkeiten des Prospekts beanstanden könne. Geschähe dies, so würde allerdings der schwerste Übelstand im österreichischen Aktienwesen, der Mangel einer kenntnisreichen und unabhängigen Kritik, um so augenfälliger werden. Aber die 'Zeit' reklamiert doch für sich Fähigkeit und Willen zu solcher Kritik? Nein, nein! ruft sie erschrocken aus, — die 'Zeit' reklamiert nichts für sich als *Inserate*: In Berlin muß ein Prospekt mindestens drei Tage nach dem Zulassungsbeschluß im 'Reichsanzeiger' und *in zwei anderen Zeitungen* veröffentlicht werden, bevor das Wertpapier auf der Börse gehandelt werden darf.« Und Wien sollte es den Berlinern nachmachen: »Wir stehen gar nicht an, zu erklären, *daß die Einrückung eines Prospekts in extenso in einige große Tagesblätter*, selbstverständlich vor der Einführung des Papiers, *ein Recht des Publikums* und eine *Pflicht der Emissionsinstitute* ist.« Die Kosten, meint die 'Zeit', seien nicht zu scheuen, denn »es ist ein öffentliches Geheimnis, daß man bei den meisten Emissionen, die ja seit Jahr und Tag fast regelmäßig ohne Prospektveröffentlichung in der Tagespresse vor sich gehen, jenen Journalen, respektive Redakteuren, die sich dazu bereit finden, eine Beteiligung an dem Emissionsnutzen zugänglich macht.« Niemals würde die tugendhafte 'Zeit' sich eine solche Beteiligung gefallen lassen, aber es dünkt ihr eine einfache Rechnung, daß die Banken nichts verlieren würden, wenn sie dieselben

Summen, die sie bisher der Korruption gezahlt haben, künftig — für Inserate — der Antikorruption zahlten. Natürlich müßten die Bankinserate zuerst der 'Zeit' gegeben werden. Aber weil von den beiden Blättern, die nach Berliner Muster mit Prospektinseraten zu beschenken wären, jedenfalls die 'Neue Freie Presse' das andere ist, sollte man den Vorschlag der antikorruptionistischen Herausgeber ernsthaft diskutieren und vielleicht dahin einschränken, daß der Prospekt außer in der 'Wiener Zeitung' in einem Wiener Blatt veröffentlicht werden müsse: Ein anderes Mittel, die 'Neue Freie Presse' zu einer neuen, korruptionsfreien Presse zu machen, gibt es nicht, als daß man ihr die alten Bezüge unter neuem Titel läßt. Die 'Zeit' aber wird ihrer Sehnsucht nach Inseraten anderwärts Erfüllung suchen müssen. Und wenn es ihr um das »Recht des Publikums« zu tun ist, sollte sie neben der »Pflicht der Emissionsinstitute« auch eine publizistische Aufklärungspflicht erfassen lernen. Als ihr der Prospekt der Fezfabriks—Aktiengesellschaft zur »redaktionellen Behandlung« übermittelt war, hätte der Schmerz darüber, daß keine administrative Behandlung erbeten wurde, dem Redakteur die Fassung — nämlich die redaktionelle — nicht rauben dürfen.

†

* * *

[Von Herrn Gfrorner]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

»Bezugnehmend auf Ihren Artikel in der 'Fackel' Nr. 147 vom 21. Nov. a. c. betreffend Herrn Johann Gfrorner, erlaube ich mir, Ihnen höflichst mitzuteilen, daß nicht Herr Gfrorner, sondern der Gefertigte dieses Schreibens der Obmann des Kaiserin Elisabeth—Denkmal—Komitees ist, und bitte ferner, zur Kenntnis zu nehmen, daß Herr Gfrorner seit 16. Oktober a. c. aus dem Exekutiv—Komitee ausgetreten ist. Hochachtungsvoll Josef Mayer, Obmann des Kaiserin—Elisabeth Denkmal—Komitees, k. u. k. Hof— und Kammer—Juwelier.«

Ich »nehme zur Kenntnis«.

* * *

Liebe Fackel!

In den Tagen, da dem neudeutschen Geistesleben die Verbindung von Wagner's Musik und Leichner's Fettpuder organisch entsprossen ist, war ich in einer Berliner Gesellschaft Ohrenzeuge des folgenden Tafelgesprächs:

»Meine Gnädigste, ich verehre ja Wagner als den Jenius des deutschen Volkes. »Lohengrin« und »Tannhäuser« — nischt zu sagen. Aber der »Ring« — nee! Wissen Sie, *das Lied von dem Piepmatz* im »Siegfried« is ja janz niedlich. Aber sonst — nich viel los!«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ein Wiener Brief]

Chroniqueur. Wenn man von Wiener Schriftstellern Wahrheiten erfahren will, muß man ihre Beiträge in auswärtigen Blättern lesen. Es gibt Wiener Wahrheiten, die sich der Leser, wenn er schon durchaus nicht zur 'Fackel' greifen will, in Frankfurt, Hamburg oder München bequem zusammenklauben kann. Mit der Randglosse: »Warum schreibt Dr. Robert HIRSCHFELD das alles in Frankfurt, warum nicht in Wien?« sendet mir ein Leser das beachtenswerte Feuilleton, das der Wiener Korrespondent der 'Frankfurter Zeitung' am 22. November erscheinen ließ. Nichts ist für unseren literarischen Notstand bezeichnender: wer nicht, alles aufs Spiel setzend, sich die eigene Tribüne errichtet, muß mit seiner ehrlichen Meinung ins Ausland flüchten. Was Hirschfeld über Schnitzler's »REIGEN« und Herrn BAHR's Versuch, an der »Reigen«—Reklame zu schmarotzen, sagt, deckt sich so ziemlich mit meiner eigenen Meinung, die ich hier zufällig noch nicht ausgesprochen habe, wiewohl mich die Überschätzung wie die törichte antisemitische Vernaderung des Buches oft gereizt haben:

> »Wo das Unterscheidungsvermögen für die Schattierungen des Anstands geschwunden ist, da wird den Anhängern des literarischen Skandals der Weg geebnet. Hermann Bahr kündigt eine öffentliche Vorlesung des Schnitzlerschen 'Reigen' an. Ich halte den 'Reigen' für ein Kunstwerk; er ist gerade so Kunstwerk wie die Kleinkunst im geheimen Kabinett zu Neapel [1], aber auch gerade wie dieses nur eine Abteilung der Kunst, die sich nicht jedermann, nicht jeder Frau öffnet. Man schätzt jeden Zweig der Kunst, auch den niedrigsten, der schon an den Boden streift, man achtet jede Kunstäußerung, aber MAN VERACHTET JENE BURSCHEN, die in den Straßen Neapels die Abbilder jener Kunst des geheimen Kabinetts mit Augenzwinkern und Blinzeln feilbieten. Der 'Reigen', von Schnitzler, erst mit Bedacht nur in einigen numerierten Manuskript—Exemplaren als unverkäuflich und unverleihbar seinen intimen Freunden gewidmet, ist später doch fruktifiziert und Verlagsartikel geworden; er wird versiegelt ins Haus geschickt wie die Literatur des geheimen Männerschubfaches. Der 'Reigen' hat seine Schuldigkeit in mehr als zehntausend verkauften Stücken getan. Will Bahr einen jungen Autor fördern? Schnitzler hat es nicht mehr nötig, sein Name ist anerkannt und verbreitet. Will Bahr ein verkanntes Werk propagieren? Die zehntausend Exemplare spotten seiner Hilfe. Es drängt ihn also, vor Frauen und Halbjungfrauen die Gedankenstriche des 'Reigen' mimisch darzustellen, die Bett— und Kabinettgespräche vor dem unausbleiblichen Gedankenstrich und nach dem Gedankenstrich zu lesen; er will bei dem 'Ach!' und 'Oh!' der verfänglichsten physiologischen und physischen Deutlichkeit zwinkern, blinzeln, seufzen ... Die Polizei verbietet dieses Vorlesegeschäft. Jetzt ist's erreicht: Hermann Bahr ist Märtyrer der Polizei geworden. Der 'Reigen' ist nicht verboten, aber Hermann Bahr ist verboten. Mehr kann er nicht wünschen. Er läuft zum Ministerpräsidenten, frozzelt ihn gleich nach der Audienz in rasch arrangierten Interviews, die Reklamesucht treibt ihn bis zum höchsten Gerichtshof, um den Reigen — Autor, Verle-

1 Eine antike Erotika—Sammlung aus Pompeji

ger, Vorleser, Verleger, Autor — zu verteidigen. Keine einzige Stimme findet sich in Wien, die darauf ein Sprüchlein wüßte ...«

Auch sonst sagt Hirschfeld manches Richtige. Zum Beispiel über die »Weissen Matineen« des Theaters an der Wien: »Man hat die widerlichen Reklamen dieses Unternehmens gelesen — kein Sturm der Entrüstung fegte sie hinweg. Lichtwarck wurde zitiert, gepriesen, die Wanderausstellung der Kunst für die Jugend wurde auch in Wien feierlich eröffnet, festlich besprochen. Das Ergebnis sind Operetten—Matineen für die Jugend.« ...

»Die Wiener Literaturcafés sind zur Operettenbörse geworden. Die Operette der Mittelmäßigkeit ist der einzige künstlerische Exportartikel Wiens. Oder verlangt man noch im Auslande ein Streichquartett, eine Ouvertüre, eine Sinfonie, ein Chorwerk, die Oper eines Jung—Wieners? ... Flattern auch nur erträgliche Gedichte eines Neu—Wieners über die Grenze? Die Wiener Literatur ist über Arthur Schnitzler und Altenberg, den feinsten Analytiker der Wiener Seelen, nicht hinausgekommen.«

(Altenberg gegen das Banausentum zu halten, dazu gehört Mut; aber unter den Typen, über die das literarische Neu—Wien nicht hinausgekommen ist, wäre doch wohl auch Hofmannsthal zu nennen gewesen, dessen Sprachkultur selbst jene rühmen müssen, die da glauben, daß sie sich an der »Elektra« verblutet habe.)

»Die altberühmte Hofkapelle, welche einst einen Weltruf hatte, der Stolz vieler Herrschergeschlechter war, geht ihrer Auflösung entgegen. Man will auf dem nahen Leopoldsberg für viele Millionen eine moderne Walhalla, ein Bollwerk des Katholizismus erbauen, aber der Kirchenmusik zwackt man allenthalben die Subvention ab, man läßt sie in Wien zerfallen, verdorren. Die ersten Musiker Europas standen einst an der Spitze, in den Reihen der Wiener Hofkapelle. Hans Richter war in der stolzen Linie der letzte Hofkapellmeister, der noch einen weltbekannten Namen hatte. Ihm folgte Josef Hellmesberger der Jüngere. Er wurde vor kurzer Zeit infolge einer jener 'privaten Affären', die sich durch seinen Lebenslauf ziehen und auf die Straße sich verpflanzten, von der höchsten Musikstelle des Reiches, die ihm gar nicht gebührt hatte, herabgestürzt. Zur allgemeinen Verwunderung wurde der Chormeister der Hofoper zum Hofkapellmeister ernannt, ein gewiß fleißiger, braver, rechtschaffener Mann, der sich nur im Glanze eines altberühmten Instituts, das sogar an Mozart und Schubert hochmütig vorbeigesehen hatte, recht wunderlich ausnimmt ... Dem altehrwürdigen Konservatorium — in Wien ist jetzt so vieles alt und ehrwürdig — erging es nicht besser. Ihm wurde ein gleichfalls fleißiger, braver, rechtschaffener Mann zum Direktor gegeben, der keinen künstlerisch bedeutenden Namen, keine Autorität besitzt. Er kann dem Zöglingsorchester, das lange eine ausgezeichnete Pflanzschule der Wiener Musiker war, keine Feinheit, keine gediegene Orchestertechnik, nicht einmal die rechten Tempi zubringen. Wer möchte sich der jetzigen Direktion unterordnen? Zumeist mißlingt daher die Berufung hervorragender Lehrer. Das Kunstdepartement der Regierung macht alle Anstrengungen, das Institut wieder zu heben: das Konservatorium soll einmal verstaatlicht werden. Versteinerte Greise und banausische Geldmänner sitzen aber noch im hohen Rate der Bildungsanstalt. Soll die Fürsorge der Regierung fruchten, so müßte da vorerst gründlicher als

bisher 'ausgelüftet' werden. Das Konservatorium, welchem Hans Richter, Felix Mottl, Arthur Nikisch, Gustav Mahler als Zöglinge angehört hatten, hat den Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben in Wien verloren. Es ist eine Insel der Unseligen geworden.« ...

»Vielleicht kommt den Wienern auch ein neuer Walzerdirigent aus dem — Norden. Will man erkennen, wie Grazie und Zartheit aus dem Wiener Leben schwinden, so betrachte man das Bild des jüngsten Johann Strauß, der ein Neffe des wirklichen Johann ist, an der Spitze seines Tanzorchesters. Der Wiener Konzertverein hat die größte Mühe, für die populären Konzerte einen jüngeren Wiener Kapellmeister zu finden, der Strauß und Lanner lebendig, schwungvoll dirigieren könnte und doch auch von ernsteren Regungen sich bestimmen ließe.« ...

»Die österreichische Linie der Anmut, des leichten, freien Aufschwungs geht den Wienern verloren ... Das WIENER FEUILLETON wird bald gänzlich durchs Interview, durchs eilige Bleistiftgekritzel auf dem Hutfutter abgelöst werden. Was der Schriftsteller zu sagen, aus sich zu holen weiß, interessiert gar nicht mehr — man soll erfahren, was die Leute, und seien es die unbedeutendsten, DURCH den geschäftigen Bleistiftler zu sagen haben. Darum wuchert auch der THEATERKLATSCH üppiger denn je in Wien. Die Kritik, das weiß jedermann, ist subjektive Meinungsäußerung, und am subjektivsten, wo sie, wie der Wiener sagt, mit dem Theater 'verbandelt' ist. Objektiv sind allein die Reporter, welche die Theater Tag und Nacht durchforschen. Sie bringen unumstößliche Tatsachen: an wie viel Schnüren der neue Drache hängt; daß der neue Theaterdolch aus Gummi verfertigt ist; wie hoch der Schmuck der Darstellerin bewertet ist und daß ihn Bühnendetektivs bewachen. Wir erfahren, wie viel Kilometer ein radelnder 'Liebling' in der Stunde nimmt und was ein kecker Schnabel dem Direktor auf der Probe zugerufen hat. Die Kritik schöpft aus schwankenden Überzeugungen, der Theaterplauderer schöpft aus zuverlässigen Quellen ... Der Theaterklatsch ist Wissenschaft geworden.« ...

»Im Geschrei, Toben und Wüten der Parteien«, heißt es zum Schluß, »im Gezänke, im Machtgebiet eines bildungsfeindlichen Pöbels kann der Geist nicht in edle, nicht in starke Schwingung kommen, kann keine große, aus tiefer Innerlichkeit strömende Melodie, kein großer, freier Linienzug zum Lichte dringen. Da kann höchstens das schrille Pfeiferl eines Hermann BAHR durchtönen, der immer neue Stationen der Kunst ausruft. Dem Kunstkondukteur sind alle Stationen gleich — wenn nur recht viele Leute einsteigen.« —

Das Feuilleton ist »Wien« betitelt, und unter all den grotesken Sonderbarkeiten, die der Autor unter diesem Titel zusammenreiht, fehlt nur die eine, groteskeste: daß ein solches Feuilleton nicht in Wien erscheinen kann.

[Analphabetisches]

Analphabet. Das 'Deutsche Volksblatt' hat endlich einmal einen umfassenden Überblick über die Verheerungen geboten, die das Judentum in der modernen Literatur angerichtet hat. Im Feuilleton vom 20. November hält ein Herr, dessen Auffassungskraft der jahrelangen Lektüre der 'Fackel' offenbar nicht gewachsen war, mit der Journalistik, welche die literarischen Werte be-

stimmt, eine Abrechnung, an deren Schluß er zu dem folgenden urdrolligen Resultat gelangt:

> »Ein unbekannter christlicher Autor vermag, wie bereits erwähnt, überhaupt nicht mehr aufzukommen ... Aber nicht nur das Theater, nicht nur das Drama, auch das übrige Schrifttum steht unter dem Einflusse des Judentums und der dazu gehörigen Clique. Sämtliche Fachzeitschriften auf diesem Gebiete befinden sich in ihren Händen. Werden in der Theaterrubrik der Tagespresse die Bühnenautoren 'gemacht', so werden hier die Romanschriftsteller, Novellisten und 'lyrischen' Dichter fabriziert. Hier sind die Wassermann, Jacobsen, Bierbaum, Hartleben, Groller, Holländer, Lindau, Auernheimer, Schlaf etc. die Tonangebenden, während den unabhängigen arischen Schriftstellern diese Spalten ebenso verschlossen bleiben wie die Bühnen. Im Reiche der Lyrik herrschen die Herren Busse, Dehmel, Falke, Hofmannsthal, Arno Holz, Bierbaum und Schuh. Judenjüngel, geistige Nullen, werden als 'Jung—Wien—Lyriker' gepriesen.«

Ob die Jacobsen, Dehmel, Falke, Hofmannsthal, Holz, Schlaf etc. bedeutendere Dichter sind als Geßmann d. J. und der Magistratslyriker Foral (Verlag von E. Vergani & Comp.), das ernstlich zu erörtern, mag riskieren, wer den Verdacht nicht scheut, für einen verkappten Hallstätter Kretin gehalten zu werden. Aber eine Aufklärung ist selbst bei unparteiischester Vergleichung der dichterischen Potenzen geboten: Die meisten der genannten Herren sind keine Juden. Weder Schlaf noch Holz, weder Dehmel noch Falke, weder Hartleben noch die Herren Bierbaum und Busse, die man den Urtypen teutschesten Couleurpoetentums zurechnen könnte. Und »Jacobsen« ist nicht so sehr ein jüdischer wie ein dänischer Name. Der Mann hieß Jens Peter Jacobsen, ist im Jahre 1885 zu Kopenhagen gestorben und hat unter anderen Büchern »Frau Marie Grubbe« und »Niels Lyhne« geschrieben. Ich glaube, daß er einer der größten Dichter war, die je gelebt haben. Aber ich weiß, daß eine Zeile, die er geschrieben hat, die ganze österreichische Heimatkunst, die war und die infolge Subvention des niederösterreichischen Landtags sein wird, aufwiegt. Durch jüdische Cliquenwirtschaft ist er nicht emporgekommen. Ich möchte beinahe einen Eid darauf schwören.

[Sic transit]

Techniker. Die Reklamen für Jan Szczepanik sind aus den Lokalberichten der Wiener Zeitungen verschwunden. Nur in der 'Wiener Zeitung' war neulich noch von dem Erfinder zu lesen; ohne daß sein Name genannt wurde und in der Rubrik »Lizitationen«. Am 1. Dezember gelangt in der Pragerstraße 8 — wo »Jan Szczepanik & Co., Societe des inventions« ihren Sitz haben — eine »komplette Fabrikseinrichtung« zur gerichtlichen Versteigerung. Abgegeben werden: »Drehbänke, Hobelmaschinen, Bohrmaschinen, Stanzen, div. Holzbearbeitungsmaschinen, Schraubstöcke, ferner Webstühle, Kartenschlagmaschinen, photogr. Apparate«. Die berühmten Verbesserungen der Webetechnik werden als Ramschware verkauft! Und vom »Fernseher«, der fast der Clou einer Weltausstellung geworden wäre, wenn er fertig geworden wäre, hört man nichts; die Exekutivbehörde scheint ihn nicht als Gegenstand von Wert zu betrachten. Aber auch die lobenden Zeitungsartikel, die doch am meisten Geld gekostet haben, werden nicht mitversteigert. Sic transit ...

[Meinungsverschiedenheit]

Publikum. Hier biete ich dir drei Beispiele für die Unverfrorenheit, mit der man dich zum Narren hält. Liest da bloß ein Blatt, so wirst du den Autori-

tätsglauben nicht los. Lies alle, und du wirst die Wertlosigkeit der Tageskritik erkennen:

Gestern hat Hugo Felix mit seiner »Madame Sherry« endlich jenen Erfolg gehabt, der seinem Talent »draußen« schon lange zuteil geworden, der ihm aber in Wien aus mancherlei Gründen bisher versagt geblieben ist ... Er ist unter den Wiener Komponisten eine merkwürdige Eigenart. Absolut unsentimental, ist seine Musik ziervoll, durch und durch von einem feinen, geistreichen Geschmack, blendend durch witzige Rhythmen, durch charakteristische, farbige Melodien und durch die Noblesse der Instrumentierung ... Es ist, als lausche man einem gebildeten, ideenreichen Mann, einem Charmeur, an dessen sprühenden Einfällen man in steten Überraschungen sich erquickt ... Gestern haben einige von den besten Sachen voll gewirkt. Zuerst das Duett am Klavier, dann die beiden Duette, das von der Seekrankheit und das schottische Dudelsackduett ... Es war gänzlich überflüssig, daß Herr Streitmann sich ein Lied einlegte. Er fiel mit dieser Schmachtmelodie nur aus dem Rahmen und hatte für sich sehr wenig Vorteil davon ... Miß Halton entzückte durch ihre Grazie und durch ihre Stimme, die an Kunst wie an Klang zunimmt, und sie tanzte faszinierend.	In Berlin hatte die Operette »Madame Sherry« einen nachhaltigen Erfolg ... Die Erwartungen aber, daß es auch hier gut ausgehen werde, erfüllten sich nicht, denn der Heidenlärm, den die Claqueure des Theaters anschlugen, vermag nicht über die Ablehnung hinwegzutäuschen, die dem Stücke zuteil geworden ist. Wir kennen nicht die Gründe der günstigen Aufnahme in Berlin, begreifen aber den Wiener Mißerfolg ... Der Musik des Herrn Hugo Felix kann leider nichts Besonderes nachgesagt werden. Zwar verrät sie viel Talent, aber sie ergeht sich zu sehr in Stückwerk, als daß man ihrer froh werden könnte. Ihr Hauptfehler ist das fortwährende Jagen nach Pointen. Da beginnt einer auf dem Klavier eine Skala zu spielen. Nun kommt Orchester dazu. Zwei Leutchen singen obendrein. Man erwartet irgend eine frappante Klangmischung. Keine Spur davon. Dann hört man ein »Quartett von der Seekrankheit«. Es ist an sich unbedeutend, aber zum Schlusse erklingen im Orchester das Geklapper eines Xylophons und einer hochsteigenden Pickelflöte, und da glauben naive Gemüter, es war was ... Das beste ist ein von Streitmann prächtig vorgetragener, langsamer Gesangswalzer in C—dur. Dieser ist von französischer Empfindsamkeit und Eleganz ... Die Darsteller bemühten sich, einen verlorenen Posten zu halten. Dies gelang aber weder den Geschmacklosigkeiten des Fräuleins Marie Halton, noch etc.«
Aus Dresden wird uns telegraphiert: Im königlichen Schauspielhause ging heute das von Siegfried Trebitsch bearbeitete dreiaktige Schauspiel »Candida« von Bernhard Shaw zum ersten mal über eine	Aus Dresden wird uns telegraphiert: »Candidas« erste Aufführung in Deutschland, im Dresdener Schauspielhause, gestaltete sich zu einer wenig ehrenvollen für den Dichter Shaw. Das Stück konnte nicht ein-

deutsche Bühne ... Bei entsprechender Besetzung, insbesondere der prächtigen Titelrolle mit Frau Salbach, errang das Stück einen schönen Erfolg.

Man kann es nicht fassen, daß der Direktor des Burgtheaters, der dem Geschäfts—Mirbeau die Tore weit öffnete, an diesem Meisterwerke des ersten Schriftstellers der Franzosen achtlos vorüberging! Und es ist doch ungleich feiner und besser, als etwa »Die rote Robe« des Brieux. Jacques Thibaud, der sich mit Recht den Namen seines Vaterlandes (France) als Pseudonym beilegte, ist ein Dichter und Denker, dessen politische und soziale Romane wahre Leckerbissen sind für die gebildete Welt ... Das sind die traurigen Folgen der Heiligkeit des Diensteides, die nie erschütternder dargestellt worden sind, als in dieser, trotz ihrer spielerischen Ironie so mächtig ergreifenden Satire ... Stück und Darsteller wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen ... Sehet Euch das Stück des großen Satirikers an, der da verkündet: Hier wird ein armseliges Existenzminimum geknickt und unsere soziale Ordnung ruft unbarmherzig: Weiter gehen!

mal einen Durchschnittserfolg erzielen, wenngleich die Darstellung der Candida durch Frau Salbach vortrefflich war.

»Crainquebille« ist eine Gelegenheitskomödie ans Anlaß des Dreyfusrummels. In welchem Sinne sie diesen Kriminalfall behandelt, kann man sofort erraten, wenn man weiß, daß der Verfasser, der sich stolz und programmatisch Anatole France nennt, in Wirklichkeit — Löwy heißt. Weiter ist über das ganz elende und von Talentlosigkeit strotzende Machwerk kaum etwas zu berichten ... So unsäglich dumm und abgeschmackt sind die drei Bilder, in denen die Verhaftung, die Gerichtsverhandlung und das Verzweifeln Crainquebilles geschildert wird, daß selbst das aus Dreyfusards pur sang bestehende heutige Publikum nicht mehr als einen unechten Demonstrationsapplaus zuwege brachte ... Was aber dieses läppische, von Herrn Theodor Wolff, auch einem Bruder in Levi, in miserablem Berliner Jargon übertragene Zeug an einem »literarischen Abend« zu tun hat, weiß kein Mensch.

Herr Salten ('Zeit') war ausnahmsweise vom hohen Literaturroß gestiegen, um eine schlechte Operette seines Freundes Hugo Felix zu loben; der Herr vom 'Neuen Wiener Tagblatt' ist wieder mit anderen Operettenmachern befreundet, die eine Geschäftsstörung befürchtet haben. Zwischen 'Neuer Freier Presse' und 'Tagblatt' besteht eine Differenz wegen des berühmten Übersetzers Trebitsch; je nach Liebe oder Haß läßt man die Dresdener applaudieren oder zischen. Anatole France ist ein hervorragender Dreyfusard. Darum wird sein — auf einem guten Einfall gebauter, aber recht unbedeutender — »Crainquebille« in der liberalen Presse, zumal in der 'Neuen Freien' und im 'Extrablatt' (dem das Zitat entnommen ist) in der ekelhaftesten Weise emporgehudelt, in der 'Deutschen Zeitung' für einen Ausbund von Talentlosigkeit erklärt. In Wahrheit ist Brieux' »Rote Robe« viel wirksamer. Und der »Fall Mathieu« von Tristan Bernard, der auch in der Josefstadt aufgeführt und von der Kritik so wenig verstanden wurde wie etwa Thoma's »Lokalbahn«, ist ungleich feiner und tiefer. Hier sah man darin bloß eine — nicht einmal besonders laszive — Requisitenposse; den modernsten Konflikt, den zwischen der juristischen Konstruktion und dem Leben, das sie über den Haufen wirft, gewahrte keiner. Aber es war bitterer Hohn auf den Indizienbeweis, — in den

Tagen des polnischen Majoratsprozesses viel dankenswerter als eine platte Polemik gegen den Diensteid, die Courteline viel lustiger gestaltet hätte.

[Kammerjungfer und Literatur]

Hausfrau. Ja, es ist nicht mehr zum Aushalten! Seit Herr Octave Mirbeau sein zotiges, nur in der politischen Satire künstlerisches »journal d'une femme de chambre« geschrieben hat, hört man's hinter jedem Schlüsselloch rascheln. Und jedes Stubenmädel wartet auf den Literaten, der da kommen wird. Herr Mirbeau hat die ganze Geschichte gewiß ohne Information, bloß mit ein bißchen Kenntnis französischer Krafft—Ebings geschrieben. Aber wenn sich die Literatur nicht nach dem Leben richtet, das Leben richtet sich gewiß nach der Literatur. Im Annoncenteil der 'Neuen Freien Presse' (24. Nov.), die doch eher den Interessen der Hausfrauen dienen sollte, findet sich auf Seite 26 der folgende drollige Antrag:

Älteren Schriftsteller
sucht intelligentes elegantes KAMMERMÄDCHEN,
welches nicht die Fähigkeit hat, ihren GESAMMEL—
TEN VIELEN STOFF allein zu verwerten, behufs
Ehe kennen zu lernen. Selbe ist auch tüchtige Haus—
frau und besitzt einige Ersparnisse. Briefe erb.
unter “Modern“ postl. 1. Bez. Maximilianstr.

[Verkaufte Rezensionsexemplare]

Bibliothekar. Der Literaturkritiker hat hierzulande einen einträglichen Nebenerwerb. Der deutsche Verleger bietet ihm, was sein schlichtes Gärtlein trägt: Romane, Dramen, Lyrik. Der Literaturkritiker kann nicht alle Bücher, die ihm ins Haus geschickt werden, rezensieren. Wohl aber kann er alle VERKAUFEN. So nimmt er vom Verleger, dessen Ware er lobt oder tadelt, Bezahlung, und er macht sich auch dort bezahlt, wo er weder lobt noch tadelt. Da die Antiquare für unaufgeschnittene Exemplare [1] mehr geben als für gelesene, wird sich der Literaturkritiker öfter versucht fühlen, einem Buche gegenüber die objektive Haltung des Nichtlesers zu bewahren. Aber selbst der größere Nutzen, den ein Literaturkritiker von der Nichtlektüre eines Buches hat, ist geringer als der Schaden, der dem Verleger des Buches erwächst, das gleich nach dem Erscheinen in den Antiquariatladen wandert. Der Rezensent, der aus dem ihm übersandten Exemplar Profit schlägt, entwertet oft die ganze Auflage. In Wien hat sich aus den Gratismustern des deutschen Büchermarktes eine ganze Industrie etabliert. Als einer der fleißigsten Verkitscher schreitet in ungebrochener Rüstigkeit der Hofrat Hanslick einher, und die Antiquariatskataloge bewerten Exemplare, die ihm persönlich von den Autoren gewidmet wurden, entsprechend höher. Zahllos ist die Schar junger Rezensenten, die, durchaus nicht errötend, seinen Spuren zum Antiquar folgt, und dem Angebote entspricht die Nachfrage jener Händler, die um billiges Geld zu tadellosen Neuheiten gelangen möchten. Die 'ZEIT' ist hier wie überall bemüht, einem sozialen Bedürfnis abzuhelfen. Sie bringt bekanntlich »nur anständige Inserate«, und sicherlich ist auf dem Boden ernster Wirtschaftsmoral die folgende Annonce gewachsen, die ich am 22. November auf der 29. Seite dieses gediegenen tarnopolitischen Tagesblatts gefunden habe:

1 Noch im Weltkrieg wurden Bücher mit unbeschnittenem Block gebunden. Der Käufer hatte dann die einzelnen Bögen aufzuschneiden. (Der Druck auf einen Papierbogen, z. B. 16 Seiten erfolgt so, daß nach dem Falten sich die Seiten in der richtigen Folge befinden. Die Bögen werden mit Signum numeriert, um deren richtige und vollständige Anzahl nachprüfbar zu machen.)

Rezensions—Exemplare
von Büchern aus dem Gebiete der Nationalökonomie sowie Belletristik KAUFEN ZU HÖCHSTEN PREISEN Brüder Suschitzky, Wien, X.

[Alte Wiener]

Wiener. In Wien gibt es einen alten Maler, der mit wirklicher Feinheit und Solidität immer dasselbe Perlmutterkästchen malt. Noch beliebter ist er durch seine »Aussprüche«, in denen der Humor einer Nestroy—Figur mit ein wenig Wiener »Sulze« zubereitet erscheint:

> »I geh am liebsten auf der Ringstraßen spazieren: da kann man umkehren, wo man will« ...
>
> »Sodawasser is mir das liebste Getränk: man kann 's trinken, und man kann's auch steh'n lassen« ...
>
> »Der Smoking is das angenehmste Kleidungsstück: man schlieft hinein, und man is scho drin« ...
>
> »Sie, mit meinem Gehör geht's besser. Der Doktor hat mir die Uhr ans Ohr g'halten, und i hab' ganz gut g'hört. Na, probier'n S' amal mit Ihrer Uhr ... Was, Sie hör'n nix? Ah, die Uhr steht ja! Sie, da können S' von Glück sagen. Denn wann die Uhr net steh'n möcht', wär'n Sie TAUB!« ...
>
> »Was macht denn der X? ... G'storben is er? Ah, darum siech i ihn jetzt so selten auf der Ringstraßen!« ...
>
> »Mein aufrichtiges Beileid, gnä' Frau, Aber was hat denn Ihrem seligen Herrn Gemahl g'fehlt?« (Antwort: Ach, eine schwere Lungenentzündung!) Tröstend: »Na, 's wird net so schlimm g'wesen sein!«. —

In Wien gibt es einen alten Richter, dessen Dikta an die des alten Malers erinnern. Die 'Arbeiter—Zeitung' sammelt sie seit Jahr und Tag; aber eines verdient auch den Lesern der 'Fackel' mitgeteilt zu werden: Eine Prostituierte erscheint beschuldigt, versucht zu haben, durch Klopfen ans Fenster — man denke nur! — vorübergehende Männer »anzulocken«. Vorwurfsvoll blickt sie Herr v. Feyrer an: »Hab'n S' das g'macht?« Sie nickt mit dem Kopfe. »Und warum hab'n S' das g'macht?«, forscht der Richter weiter. Die Angeklagte bleibt die Antwort schuldig. »Weil ein Herr vorüber'gangen ist, net wahr?«, ergänzt der Richter. Die Angeklagte nickt wieder stumm mit dem Kopfe. Richter (neugierig): »No, und is der Herr hinein'kommen?« Die Angeklagte (betrübt den Kopf schüttelnd): »Na«. RICHTER: »NO, SO SEHEN S'!«. — Aber der alte Richter ist leider nicht so harmlos wie der alte Maler. Strafurteile sind bitterer als Perlmutterkästchen. Und neulich hat er einem Dienstmädchen, das seinem Herrn nach längerem Zureden zu Willen war oder, wie die Angeklagte behauptet, von ihm genotzüchtigt wurde über Klage der Gattin EINEN MONAT ARRESTS wegen »Ehebruchs« diktiert! Pfui!

[Magistratisches]

Antisemit. Sie bestreiten entschieden, daß die Präterierung der jüdischen Beamten vom Stadtrat ein für allemal BESCHLOSSENE wurde? Niemals ist ein solcher Beschluß gefaßt worden? Unnötiges Pathos. Natürlich hat der Stadtrat nur ALLEMAL EINEM jüdischen Beamten die Beförderung versagt. Aber es gibt doch etwas, was man konkludente Handlungen nennt, und »Beschluß« muß nicht just so viel wie Ergebnis einer Abstimmung bedeuten. Es ist also Tatsache: Der Stadtrat hat niemals beschlossen, ALLE, aber ein für allemal, jeden einzelnen jüdischen Beamten zu präterieren.

[Von der Zensur]

Zensor. »Wildes 'Salome' wurde heute von der Statthalterei freigegeben ... Die wesentlichste Änderung, die vorgenommen wurde, besteht darin, daß

das Haupt des Täufers, das Salome hereinbringt, mit einem Tuch bedeckt sein muß.« Zu dumm! [1]

[Westeuropäisches]

Beobachter. Mit der 'Zeit' werden wir doch die ganze westeuropäische Kultur nach Wien bekommen. Vorläufig, halten wir zwar nur so weit, daß nach Pariser Muster die Toiletten der Damen, die der Eröffnung der »Secession« beiwohnten, beschrieben werden. Nun, immerhin ein Schritt auf dem Wege zur Besserung. Nörgler mögen an ein Kulturblatt weitergehende Ansprüche stellen, wir sind zufrieden. Und es liegt sogar Witz darin, in einer Gemäldeausstellung die Toiletten der Betrachterinnen als Kunstwerke zu besprechen. Auch gewinnt man sich, wenn man schon keine Leser hat, doch wenigstens ein paar Leserinnen. Sie fühlen sich geschmeichelt, wenn sie am andern Tage erfahren, daß sie sich GUT HERZURICHTEN verstehen.

[Der Kutscher der Prinzessin Alix]

Kutscher der Prinzessin Alix. Das 'Neue Wiener Journal' hat die Geschichte breitgetreten. Kurz, nachdem es für die Sensationslüge von der Operation an der Kronprinzessin—Witwe Stephanie eins auf's Maul bekommen hatte. Und nun will das Fachblatt für Diebstahl und Verleumdung wenigstens darauf bestehen, daß die aus dem Privatleben der Prinzessin von Schönburg—Waldenburg erschnüffelten Tatsachen »wahr« seien. Aber ob wahr oder unwahr, auf dem aus Lumpen erzeugten, von Lumpen beschriebenen Papier hat's nicht zu stehen! ... Sie haben doch Ihre Peitsche nicht zu Hause vergessen?

MITTEILUNGEN DER REDAKTION

Der Herausgeber muß wegen Mangels an Zeit und zum Schutz gegen Querulanten an alle jene, die eine persönliche Unterredung wünschen, die Bitte richten, den Gegenstand vorher in knappen Worten schriftlich bekanntzugeben. Er wird dann, wenn es ihm für den publizistischen Zweck notwendig oder auch nur förderlich scheint, gern Tag und Stunde des Empfangs bekanntgeben.

Ungenügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Unverlangt gesendeten Manuskripten muß Porto für die Rücksendung beigelegt werden, da diese sonst gar nicht oder unfrankiert erfolgt.

Der Herausgeber ersucht, Manuskripte nicht an den Verlag und Abonnementsaufträge oder Reklamationen nicht an ihn zu senden. Im ersten Fall gelangt die Autorschaft von Mitteilungen, die ja oft nur dem Herausgeber bekannt werden soll, zur Kenntnis einer Mehrheit; im zweiten Fall erfolgt, da Angelegenheiten der Expedition den Herausgeber nichts angehen, die Erledigung gar nicht oder mit einer dem Sender unerwünschten Verspätung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

1 Im Grundgesetz—Deutschland macht man sich die Sache einfacher. Die Oper »Idomeneo«, in der der abgeschlagene Kopf des Lügenpropheten Mohammed auf die Bühne gebracht wird, wird 2006 gar nicht erst aufgeführt. Freiwillig!

Die Fackel

erscheint drei- oder zweimal im Monat im Umfange von 16 bis 32 Seiten.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 147, 21. November): Der Stimmlippenpolyp. — Das Jubiläumstheater. (Mit einer Zuschrift von Karl Bleibtreu). — Klimt's »Jurisprudenz«. — Das oft verleumdete Genie. — Presse und Wissenschaft. — Die Raumverhältnisse vor und in der Technik. — Um das Wiener Brauhaus. — Volksjustiz und Konditorgewerbe — Antworten des Herausgebers. (Der Fall Bilse; Die deutschnationale Provinzpresse; Justizreklame; Das verbesserte Kropfwerkel; Vom Magistrat; ‚Zeit'-Genössisches; Aus meiner Sammlung; Die Stadt der Verbindungen und Beziehungen). — Berichtigung. — Mitteilung der Redaktion.

Alexander Weigl's Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität u. Incompatibilität

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Durch alle Buchhandlungen und den Verlag der ‚Fackel' zu beziehen
In **FÜNFTER AUFLAGE** erschienen:
DIE DEMOLIRTE LITERATUR
Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

In **DRITTER AUFLAGE** erschienen:
EINE KRONE FÜR ZION
SATIRISCHE STREITSCHRIFT
GEGEN DEN ZIONISMUS UND SEINE PROPHETEN.
Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

BAND XVI der ‚Fackel'
(April—Juni 1903)
(Nr. 135 bis 142 samt Index)
(franko K 2.— = M. 2.—) wird auf Bestellung durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag ‚Die Fackel' geliefert.

Die Inhaber eines ganzjährigen Abonnements erhalten mit jeder ersten Nummer eines Quartals eine vollständige Inhaltsangabe der neun Hefte des abgelaufenen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.